

UTA ANDREA BALBIER

„VON DER DDR LERNEN,  
HEIßT SIEGEN LERNEN!“

ZUR DISKURSIVEN UND STRUKTURELLEN ANPASSUNG  
DER BEIDEN DEUTSCHEN SPORTSYSTEME IM  
VORFELD DER MÜNCHNER SPIELE 1972

Im Sommer des Jahres 1964 erhielt die deutsch-deutsche Systemkonkurrenz ein Gesicht. Es war das Gesicht der DDR-Turmspringerin und mehrfachen Olympiasiegerin Ingrid Krämer, welche die Fahne der gesamtdeutschen Olympiamannschaft ins Olympiastadion von Tokio trug. Diese Ehre wurde ihr zuteil, da es der DDR erstmalig gelungen war, die Mehrzahl der Athleten und Athletinnen in der gesamtdeutschen Olympiamannschaft zu stellen. Ingrid Krämer war somit der anmutige Beweis dafür, dass die DDR im Sport der leistungsfähigere, der erfolgreichere und der effizientere Staat im Vergleich zur Bundesrepublik war. Zudem erhielt die DDR, die zu diesem Zeitpunkt von der westlichen Welt noch nicht diplomatisch anerkannt war, durch Ingrid Krämer internationale mediale Präsenz.

Die westdeutsche Presse hatte daher bereits im Vorfeld der Olympischen Spiele mit heftigen Ausfällen auf diesen Teilsieg der DDR im sportlichen Wettkampf beider deutscher Staaten reagiert. Wütend titelte der *Rheinische Merkur* am 5. Juni 1964: „Vorneweg ein Kommunist!“<sup>1</sup> Der Verfasser des Artikels legte seinen Finger zum einen in die deutschlandpolitische Wunde, die das Auftreten der jungen Turmspringerin vor den Augen der Weltöffentlichkeit riss. Denn die Bundesregierung hatte, gemäß ihrer Nichtanerkennungspolitik, jahrelang versucht, das Auftreten von DDR-Athleten und -Athletinnen vor der internationalen Sportöffentlichkeit zu verhindern. Der Verfasser wies zum anderen aber noch auf eine weitere Dimension des Kalten Krieges auf der Aschenbahn hin: Er warnte davor, dass ein Zurückfallen im Sport auch ein schlechteres Abschneiden gegen-

---

<sup>1</sup> Vorneweg ein Kommunist, in: *Rheinischer Merkur*, 5.6.1964. Nachgewiesen in Bundesarchiv (fortan: BArch) Koblenz B106/71413.

über der DDR in der Technik oder der Wirtschaft nach sich ziehen könne, da das Bekenntnis zur Höchstleistung unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen gleichermaßen inhärent sei. Ebenso wie in der DDR-Propaganda war nun auch in der Bundesrepublik die Rede davon, dass der Sport ein ernstzunehmender Austragungsort der Systemkonkurrenz wie Wirtschaft und Wissenschaft sei.

Diese Überzeugung, die sich mit Hilfe der Medien rasch in der bundesdeutschen Öffentlichkeit verbreitete und die der Deutsche Sportbund bewusst schürte, veränderte den bundesdeutschen Sport bis in den kleinsten Bereich. Es wurde zunehmend mehr Geld für staatliche Sportförderung ausgegeben, der Sport mauserte sich in den Feuilletons vom schwitzenden Stieffkind zum angesehenen Kulturgut auf einer Augenhöhe mit Kunst, Literatur und Musik, und selbst die pädagogischen Konzepte im Schulsport blieben von der Annahme der Systemkonkurrenz im Sport nicht unberührt. Der Kalte Krieg durchdrang somit nicht nur die sportdiplomatische Planung olympischer und anderer internationaler Wettkämpfe, bei der um Flaggen- und Hymnenfragen gerungen wurde, sondern er veränderte auch das gesellschaftliche und kulturelle System Sport in beiden deutschen Staaten.

Im Folgenden skizziere ich zunächst die beiden unterschiedlichen strukturellen und kulturellen Wege, die der deutsche Sport in Ost und West nach dem Zweiten Weltkrieg beschritt. Anschließend werde ich in einem zweiten Schritt zeigen, wie sich der bundesdeutsche Sport seit Beginn der 1960er Jahre zunehmend argumentativ am DDR-Sport orientierte und wie sich die öffentliche Wahrnehmung des DDR-Sportsystems punktuell wandelte. In einem dritten Schritt möchte ich dann ausführen, wie dieser argumentativen Anlehnung auch eine stärkere strukturelle Anpassung an den DDR-Sport folgte. Im Sport lässt sich somit nachzeichnen, wie sozialistische Lösungsansätze in der Bundesrepublik perzipiert wurden und wie es innerhalb des internationalen Sportsystems zu strukturellen Transfers von Ost nach West kam.

## 1. Zwei Mal deutscher Sport

Die DDR hatte vorgelegt. Seit Beginn der 1950er Jahre hatten Partei- und Staatsführung zusammen mit der im Jahr 1948 gegründeten sozialistischen Sportorganisation „Deutscher Sportausschuss“ ein flächendeckendes Leistungssport-Fördersystem entwickelt. Diesem Fördersystem lagen zwei grundsätzliche Überzeugungen zugrunde: Erich Honecker hatte einerseits bereits auf der Gründungsversammlung des Deutschen Sportausschusses die immanente politische Bedeutung des sozialistischen Sports auf die prägnante Formulierung gebracht: „Sport ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel

zum Zweck!“<sup>2</sup> Der Leistungssport galt andererseits von Beginn an als Austragungsort der Systemkonkurrenz zwischen beiden deutschen Staaten und war daher der Augapfel der Partei. Zudem erwies sich die internationale Sportwelt als idealer öffentlicher Ort, um die Eigenstaatlichkeit der DDR unter Beweis zu stellen und gleichzeitig die Nichtanerkennungspolitik der Bundesrepublik zu unterlaufen.

Der Schlüssel zur medialen Aufmerksamkeit in der Welt des Sports war die sportliche Spitzenleistung. Sie ebnete den Weg auf die höchste Stufe des olympischen Treppchens, wo der Athlet oder die Athletin vor den Augen der Weltöffentlichkeit der Fahne des Heimatlandes die Ehre erweisen durfte. Diese Form sportlicher Leistung galt in der DDR aber nicht als individuelles Zufallsprodukt, sondern als das Ergebnis eines detaillierten Planungsprozesses. Die Idee sportlicher Planbarkeit schlug sich in einem spitzensportlichen Fördersystem nieder, das auf sportwissenschaftlichen Ergebnissen, Perspektivplanung sowie zentralen Förderungseinrichtungen und umfassenden Talentsichtungssystemen im Nachwuchsleistungssport fußte.<sup>3</sup>

Die Weichenstellung für diese spitzensportliche Entwicklung erfolgte im März 1951 in der Entschließung des Zentralkomitees der SED über „Die Aufgaben auf dem Gebiet der Körperkultur und des Sports“. Das Dokument schrieb die Verbesserung der sportwissenschaftlichen Forschung fest, deren Zentrum sich in der im Jahr 1950 gegründeten Hochschule für Körperkultur und Sport in Leipzig befand. Sie erhielt nun den Auftrag, die wissenschaftlichen Grundlagen für deutsche Bestleistungen und den Anschluss an die internationale Spitzenklasse zu schaffen.<sup>4</sup> Die sportliche Leistungsfähigkeit sollte auch in den Sportvereinigungen und den Sektionen einzelner Sportarten (Fachverbände) sukzessive erhöht und Spitzensportler besonders gefördert werden. Die Entschließung legte zudem die Errichtung der ersten Jugendsportschulen für sportlich auffallend begabte Kinder ab

---

<sup>2</sup> Äußerung des FDJ-Vorsitzenden Erich Honecker auf der Gründungssitzung des Deutschen Sportausschuss. Zit. in: PETER KÜHNST, Der mißbrauchte Sport. Die politische Instrumentalisierung des Sports in der SBZ und DDR 1945-1957, Köln 1982, S. 27.

<sup>3</sup> Zur Struktur des DDR-Leistungssportsystems GRIT HARTMANN, Goldkinder. Die DDR im Spiegel ihres Spitzensports, Leipzig 1997; KLAUS REINARTZ/GISELHER SPITZER, Verborgener Strukturwandel durch Medaillenfixierung. Vom Versuch der Hegemonie in der gesamtdeutschen Mannschaft zur Hegemonie im Weltsport, in: GISELHER SPITZER ET AL., Schlüsseldokumente zum DDR-Sport – Ein sporthistorischer Überblick, Aachen 1998, S. 131-204; Der Sport in der SBZ und frühen DDR (1945-1965). Genese – Strukturen – Bedingungen, hg. v. WOLFGANG BUSS/CHRISTIAN BECKER, Schorndorf 2001.

<sup>4</sup> Entschließung des Zentralkomitees der sozialistischen Einheitspartei Deutschlands „Die Aufgaben auf dem Gebiet der Körperkultur und des Sports“ vom 17.3.1951, in: Über Körperkultur und Sport, hg. v. WILHELM PIECK/OTTO GROTEWOHL/WALTER ULRICH, Berlin 1951, S. 191-206.

dem 14. Lebensjahr fest.<sup>5</sup> Diese Schulen entwickelten sich in den nächsten zwei Jahrzehnten zur Wiege des DDR-Leistungssports.

Im Jahr darauf entstand für zunächst zwölf Sportarten ein leistungssportlich orientiertes Stützpunktsystem, das später durch die Gründung von Sportklubs abgelöst wurde. Zu Beginn des Jahres 1953 legte das Staatliche Komitee für Körperkultur und Sport, in dessen Händen staatlicherseits die Verantwortung für den Sport lag, erstmalig die Normen für eine einheitliche Sportklassifizierung fest. Auf deren Basis entwickelte das Komitee die Perspektivpläne für die sportliche Entwicklung in der DDR. Im Jahr 1954 wurde zudem ein einheitliches Wettkampfsystem für den Kindersport geschaffen. Diese leistungssportliche Förderstruktur, basierend auf sportwissenschaftlicher Forschung, zentraler Förderung in dafür ausgewiesenen Einrichtungen und einer nahezu totalen Erfassung des sportlichen Nachwuchses, blieb bis in das Jahr 1989 in ihrer Grundstruktur fast unverändert bestehen.

Der eingeschlagene Weg erwies sich bereits in den Jahren 1954 und 1955 als erfolgreich. In der Leichtathletik, im Geräteturnen der Frauen, im Eisschnelllauf, Skisprung und im Volleyball, im Handball, Schach und im Kegeln, im Kanusport, beim Tischtennis und dem Rudern der Frauen, in der Gymnastik und im Boxen wies er zu dieser Zeit direkt in die Weltspitze.<sup>6</sup> Aus diesem Bewusstsein heraus hob Walter Ulbricht in seiner Rede auf der III. Sportkonferenz in Karl-Marx-Stadt Ende November 1955 noch einmal die Bedeutung der Systemkonkurrenz im Bereich des Sports hervor. Demnach galt es, „die Überlegenheit der Deutschen Demokratischen Republik, die unser gesellschaftliches System bereits bewiesen hat, auch auf dem Gebiet der Ökonomik, der kulturellen Entwicklung, des Sports usw. zu beweisen.“<sup>7</sup> Er stellte damit den Sport Wirtschaft und Wissenschaft gleich und zementierte darin dessen hohen gesellschaftlichen Stellenwert in der DDR.

---

<sup>5</sup> Die ersten Kinder- und Jugendsportschulen wurden 1952 in Ostberlin, Leipzig, Brandenburg und Halberstadt eingerichtet. Bis 1957 stieg ihre Zahl auf 21. Diese ersten Kinder- und Jugendsportschulen (KJS) legten zwar ein besonderes Augenmerk auf die sportliche Erziehung, sie wurden jedoch bereits in den 1960er Jahren zu einem neuen Typ KJS weiterentwickelt. Zu den ersten KJS: RENÉ WIESE, Vom Milchtrinker zum Spitzensportler. Die Entwicklung der Kinder- und Jugendsportschulen der DDR in den 50er Jahren, in: Wettbewerb zur Förderung von Nachwuchs-wissenschaftlern, hg. v. BUNDESINSTITUT FÜR SPORTWISSENSCHAFTEN, Köln 2001, S. 1-185.

<sup>6</sup> KÜHNST, S. 60. Dort auch mit genauer Aufzählung der Medaillen, Platzierungen und Rekorde.

<sup>7</sup> Rede des Ersten Sekretärs des ZK der SED, Walter Ulbricht, auf der III. Sportkonferenz des Staatlichen Komitees für Körperkultur und Sport 1955 in Karl-Marx-Stadt, in: 20 Jahre DDR – 20 Jahre erfolgreiche Entwicklung von Körperkultur und Sport, in: Theorie und Praxis der Körperkultur, Beiheft 1969, S. 12-22, S. 13.

Von einem solchen Maß an gesellschaftlicher Anerkennung und staatlicher Zuwendung konnte der bundesdeutsche Sport zur gleichen Zeit nur träumen. Der Deutsche Sportbund (DSB), der sich erst zwei Jahre nach seinem ostdeutschen Pendant konstituierte, führte eher ein stiefkindliches Dasein. Er vertrat in direkter Abgrenzung zum DDR-Sport und zur politischen Instrumentalisierung des Sports im Dritten Reich eine konsequente Trennung von Sport und Staat. Dieses Abgrenzungsbedürfnis manifestierte sich in der Rede vom „unpolitischen Sport“.<sup>8</sup> Ein solches Sportverständnis ging auf die liberalen Sport- und Spieltheorien bürgerlicher Philosophen und Pädagogen der ersten Jahrhunderhälfte zurück, die wie Frederik J. J. Buytendijk die absolute Zweckfreiheit des Spiels postuliert hatten.<sup>9</sup> Für diese Überzeugung trat auch der junge und somit politisch unbelastete erste Präsident des Deutschen Sportbundes, Willi Daume, auf: „Der Inbegriff der sportlichen Idee ist die Beseitigung des Zweckhaften. Turnen und Sport werden nicht um eines Zweckes willen betrieben, ihr Weg ist ihr Zweck und gleichzeitig ihr Ziel.“<sup>10</sup>

Die Rede vom Sport als zweckfreiem Tun verbannte jedoch den Leistungssport ins politische und gesellschaftliche Abseits. Daher waren der ehrenamtlich arbeitende Sportreferent im Bundesministerium des Innern und ein Sportetat, der im Jahr 1950 auf lediglich 300 000 DM festgesetzt wurde, zunächst die einzigen beiden Verbindungspunkte zwischen dem bundesdeutschen Sport und der Bundesregierung. Die Leistungssportförderung oblag zwar einzelnen Industriebetrieben, aber nicht dem Staat.<sup>11</sup> Bereits kurz nach der Gründung der Bundesrepublik schufen daher finanzielle Konzerne wie beispielsweise Bayer Leverkusen oder Volkswagen Förderstrukturen für den Spitzensport, indem sie Trainer bezahlten und Trainingsstätten zur Verfügung stellten. Der bundesdeutsche Sport erhielt

---

<sup>8</sup> Zur Struktur des bundesdeutschen Sportsystems HEINZ SCHRÖDER, Der Deutsche Sportbund im politischen System der Bundesrepublik, Münster 1989; JÜRGEN PEDERSEN, Sportpolitik in der BRD, Lollar 1977; Die Gründerjahre des Deutschen Sportbundes. Wege aus der Not zur Einheit, 2 Bde., hg. v. DEUTSCHEN SPORTBUND, Schorndorf 1990.

<sup>9</sup> FREDERIK J. J. BUYTENDIJK, Wesen und Sinn des Spiels. Das Spielen der Menschen und Tiere als Erscheinungsform der Lebenstrieb (Dt. Übersetzung), Berlin 1934. Nicht ohne Grund erschien die deutsche Übersetzung des Klassikers *Homo ludens* von Johan Huizinga im Jahre 1956.

<sup>10</sup> WILLI DAUME, Der Sportarzt als Hüter des Sports. Vorwort des Präsidenten zum Bericht des Internationalen Kongresses des Deutschen Sportärztekongresses vom 3.-5.6.1953 in Frankfurt a. Main, in: Willi Daume. Deutscher Sport 1952-1972, hg. v. DEUTSCHEN SPORTBUND, München 1973, S. 22-27, S. 23.

<sup>11</sup> HELMUT NICKE ET AL., Der Spitzensport in fünf Jahrzehnten, in: Der Sport – ein Kulturgut unserer Zeit. 50 Jahre Deutscher Sportbund, hg. v. DEUTSCHEN SPORTBUND, Frankfurt a. Main 2000, S. 59-71, S. 59; ARND KRÜGER, Sport und Politik. Von Turnvater Jahn zum Staatsamateur, Hannover 1975, S. 92 und 110.

somit seine finanzielle Unterstützung nicht „von oben“ durch den Staat wie in der DDR, sondern es bildeten sich vielmehr „von unten“ an der betrieblichen Basis private Förderstrukturen aus.<sup>12</sup>

Abgesehen von einzelnen Industriebetrieben, die meist über eine lange Betriebssporttradition verfügten, gelang es dem bundesdeutschen Sport in den 1950er Jahren jedoch kaum, breite gesellschaftliche Beachtung zu erlangen. Insbesondere Intellektuelle und Wissenschaftler ließen den bundesdeutschen Sport im Stich. Willi Daume appellierte zwar immer wieder an „das geistige Deutschland“, den Sport als festen Bestandteil von Erziehung, Bildung und Wissenschaft zu akzeptieren, doch das geistige Deutschland legte umgekehrt größten Wert darauf, dass es mit der Körperfixierung des Dritten Reichs vorbei war.<sup>13</sup> Die geringe Achtung der intellektuellen Meinungsführer gegenüber dem Sport widerspiegelte sich auch in der Tatsache, dass sich bis ins Jahr 1958 kein deutscher Geistes- oder Sozialwissenschaftler bereiterklärte, vor dem DSB-Bundestag zu sprechen.<sup>14</sup> Der Deutsche Sportbund realisierte jedoch bald, dass das Sportwunder östlich der deutsch-deutschen Grenze nicht nur auf effizienteren Förderstrukturen basierte, sondern auch auf einer höheren Anerkennung und Unterstützung der Leistungssportler und Leistungssportlerinnen durch die Gesamtgesellschaft. Er versuchte daher seit Beginn der 1960er Jahre nicht nur neue Förderstrukturen zu etablieren, sondern auch auf eine höhere gesellschaftliche Achtung des Spitzensports hinzuarbeiten. Die Warnung vor der Systemkonkurrenz im Sport diente ihm dabei als effektives innenpolitisches Druckmittel.

## 2. Diskursive Veränderungen im bundesdeutschen Sport

Der hohe Stellenwert, den der Sport in der DDR-Gesellschaft genoss, war das Produkt unterschiedlicher Argumentationsstrukturen und Inszenierungen. Der Ideologie nach galt sportliche Höchstleistung nicht primär als Funktion des Körpers, sondern als Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse.

<sup>12</sup> Exemplarisch an dem Modell Bayer Leverkusen dargestellt in ANDREAS LUH, Chemie und Sport am Rhein. Sport als Bestandteil betrieblicher Sozialpolitik und unternehmerischer Marketingstrategie bei Bayer 1900-1985, Bochum 1992, S. 71-76.

<sup>13</sup> Dazu HORST UEBERHORST, Der Deutsche Sportbund – Geschichte und Struktur, in: Geschichte der Leibesübungen, hg. v. DEMS., Bd. 3/2, Berlin 1982, S. 795-804, S. 795.

<sup>14</sup> Ulrich Pabst gibt sogar die Erzählung Willi Daumes wieder, der führende deutsche Soziologe Alfred W. Weber habe dem Generalsekretär des DSB bei dessen Anfrage nahezu mit dem Rauswurf gedroht. ULRICH PABST, Sport – Medium der Politik? Der Neuaufbau des Sports in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg und die innerdeutschen Sportbeziehungen bis 1961, Berlin 1980, S. 115.

nisse.<sup>15</sup> Denn der Spitzensportler war ein Produkt seiner Gesellschaft. Er war ihr gegenüber zur Höchstleistung verpflichtet und umgekehrt übernahm die Gesellschaft eine Verantwortung für ihre Spitzensportler. Diese ideologischen Festsetzungen wurden in staatlich organisierten Siegesfeiern zu Ehren der Spitzensportler inszeniert. Parteifunktionäre und hohe staatliche Würdenträger deuteten dort die Erfolge der Sportler öffentlich zu Erfolgen von Staat, Partei und Volk um. Die SED machte beispielsweise durch die feierliche Verleihung des staatlichen Titels „Verdienter Meister des Sports“ aus sportlichen Höchstleistungen nationale Taten.<sup>16</sup> Die Spitzensportler betonten umgekehrt immer wieder, die große Unterstützung, die ihnen die Partei, aber auch die gesamte Bevölkerung zuteil werden ließ. Manfred Preußger, Leichtathlet und Olympiateilnehmer, erklärte dieses Wechselverhältnis ausgehend von dem Sprichwort „An den Unarten der Kinder erkennt man den Charakter der Eltern“: „Die ‚Eltern‘, denen wir keine Schande machen dürfen – das sind in diesem Zusammenhang unsere Werkstattigen und alle, die den Reichtum unseres Landes vermehren. Und das sind keine schlechten ‚Eltern‘. Sie gaben uns die Möglichkeiten für das Training, die Geräte, die Trainingsstätten und mehr.“<sup>17</sup>

In der Bundesrepublik galt sportliche Leistung zur gleichen Zeit als privates Verdienst und selbst als die Helden von Bern heimkehrten schlug ihnen nicht nur Sympathie entgegen. Vielmehr sah die Bildungselite in dem Terminus „Turek der Fußballgott“ erneut den Nullpunkt im Wertebewusstsein der deutschen Massen erreicht.<sup>18</sup> Wenn der bundesdeutsche Sport jedoch mit der zunehmenden Leistungsstärke seiner ostdeutschen Gegner mithalten wollte, dann musste er die sportliche Leistung und damit die Position der Leistungssportler gesellschaftlich aufwerten. Der Deutsche Sportbund bediente sich dazu seit Beginn der 1960er Jahre der gleichen Argumentationsmuster, welche die Sportführung der DDR bereits ein Jahrzehnt zuvor etabliert hatte. Vor dem Ausschuss der gewerblichen Wirtschaft formulierte Willi Daume im Juni 1961 in Köln erstmalig den Gedanken, dass die Gesellschaft die Spitzensportler aus Gründen der nationalen Repräsentation in hohem Maße in Anspruch nehme. Da ihr das

---

<sup>15</sup> GÜNTER WONNEBERGER ET AL., Geschichte der Körperkultur in Deutschland, Bd. 4, 1945-1961, Ost-Berlin 1967, S. 231. Dazu auch A. FRENKIN, Sport und friedliche Koexistenz, in: Theorie und Praxis der Körperkultur 13 (1964), S. 396-402.

<sup>16</sup> WOLFGANG EICHEL, Die Traditionen unserer sozialistischen Sportbewegung, in: Theorie und Praxis der Körperkultur 8 (1959), S. 963-981, S. 977.

<sup>17</sup> MANFRED PREUßGER, Der gesellschaftliche Auftrag des Leistungssportlers in der Deutschen Demokratischen Republik, in: Theorie und Praxis der Körperkultur 7 (1958), S. 489-492, S. 490.

<sup>18</sup> Dazu die äußerst anregenden Ausführungen von THOMAS RAITHEL, Fußballweltmeisterschaft 1954. Sport – Geschichte – Mythos, München 2004, S. 91-94.

Abschneiden der Sportler im Ausland demnach nicht gleichgültig sei, müsse sie bereit sein, für den Spitzensportler Verantwortung zu übernehmen und ihm in vielerlei Hinsicht bessere Trainingsmöglichkeiten zu gewähren: „Im ganzen Bereich der kommunistischen Gesellschaft ist es gesicherte Erkenntnis, daß der Spitzensport eine gesellschaftliche Funktion ausübt. In allen Ostblockländern sorgt der Staat dafür, daß den Spitzensportlern nach ihrer aktiven Laufbahn ein rapider sozialer Abstieg erspart bleibt. Man tut das schon, um dem jungen Sportkämpfer das beruhigende Gefühl der Geborgenheit und materiellen Sorglosigkeit zu geben, das ja ein nicht unerheblicher Faktor für die psychische Bereitschaft zur Höchstleistung ist.“<sup>19</sup>

Tatsächlich nahm zu Beginn der 1960er Jahre aus den Reihen der Wirtschaft eine Stiftung ihre Arbeit auf, die einzelne Spitzensportler diskret zu fördern begann. Auch der Sprinter Franz Manfred Germar nutzte im Oktober 1962 einen Auftritt in Robert Lemkes TV-Ratesendung *Was bin ich?*, um auf die schlechte finanzielle Ausgangslage des bundesdeutschen Olympiakader hinzuweisen. Seine Äußerungen lösten eine spontane Welle bundesweiter Solidarität mit den Spitzensportlern aus: Bis Anfang Februar 1963 waren auf dem Konto der „Olympia-Hilfe“ 359 175,96 DM eingegangen.<sup>20</sup> Diese Sympathiewelle bereitete den Boden für die offizielle Gründung der Stiftung Deutsche Sporthilfe. Hinter der Stiftungsgründung stand die sozialistische Grundidee, dass die Gesellschaft eine Verantwortung für ihre Spitzensportler trage. Anders als in der DDR löste jedoch nicht der Staat diese Verantwortung finanziell ein, sondern gesellschaftliche und primär wirtschaftliche Vertreter.

Auch die bundesdeutsche Politik erkannte schließlich gegen Ende der 1960er Jahre die breite internationale Öffentlichkeitswirksamkeit sportlicher Spitztleistungen. Denn sie konnte der DDR aus deutschlandpolitischen Gründen nicht die sportliche Alleinvertretung Deutschlands überlassen. Das Argument einer Systemkonkurrenz im Sport, die Walter Ulbricht bereits im Jahr 1955 postuliert hatte, fand nun auch Eingang in den politischen Diskurs der Bundesrepublik. Konrad Kraske, der Generalsekretär der CDU, sprach daher im Oktober 1970 vor der Deutschen Sportkonferenz von der Herausforderung, „zu zeigen, daß die freiheitliche Demokratie im Vergleich mit dem totalitären Staat nicht nur die bessere, die humanere und

---

<sup>19</sup> WILLI DAUME, Die sozialen Probleme des Sports. Ansprache vor dem Bundesauschuß der gewerblichen Wirtschaft am 26.6.1961 in Köln, in: Deutscher Sport 1952-1972, hg. v. DEUTSCHEN SPORTBUND, S. 150-156, S. 154.

<sup>20</sup> WALTER UMMINGER, Kassensturz für 1964, in: Olympisches Feuer 13 (1963), H. 2, S.1f., S. 2.

die gerechtere, sondern auf längere Sicht auch die erfolgreichere und effektivere Staatsform ist – auch im Bereich des Sports“<sup>21</sup>.

Mit der zunehmenden Annahme einer Systemkonkurrenz im Sport durch die bundesdeutsche Gesellschaft, ihre politische Führung und die Sportfunktionäre veränderte sich schrittweise auch die Wahrnehmung des DDR-Sportförderungssystems, mit dem man nun bewusst in Konkurrenz trat. Während in den 1950er Jahren die Begriffe „Staatssport“ und „Sportmaschine“ die Beschreibung des DDR-Sportsystems durch die Fach- und Tagespresse bestimmt hatten, setzte nun eine detaillierte und zugleich objektivere Auseinandersetzung mit den Strukturen und Inhalten des ostdeutschen Sportförderungssystems ein. Die Nachwuchsförderung rückte dabei schnell in das Zentrum der Analyse. Daher wuchs seit Mitte der 1960er Jahre das Interesse an den Kinder- und Jugendsportschulen der DDR.

In den 1950er Jahren galten diese Schulen in der öffentlichen Wahrnehmung der Bundesrepublik noch als Orte des militärischen Drills und der ideologischen Indoctrination. Erste bundesdeutsche Beobachter prangerten an ihnen die Ausnutzung kindlichen Ehrgeizes, aber auch die nahezu unmenschliche Trainingsbelastung an, die außerdem auf Kosten des allgemeinen Unterrichts praktiziert würde. Gespickt mit Begriffen wie „Aufzucht“ und „Zwang“, suggerierten die Beschreibungen den Ursprung dieser Schulen im Nationalsozialismus und diffamierten die Kinder- und Jugendsportschulen als Nachfolgeinstitutionen der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten.<sup>22</sup>

Dieser Blick wandelte sich jedoch mit dem immer besseren Abschneiden der ostdeutschen „Goldkinder“ in den internationalen Sportstadien. Der Blick nach Osten öffnete sich nun, und mit dieser Öffnung wuchs die Bereitschaft, vom ideologischen Gegner zu lernen. Bereits im Jahr 1963 erschien daher die deutsche Übersetzung der Studie *Medaillen nach Plan* des Amerikaners Henry W. Morton, die sich dezidiert mit dem sowjetischen Mutterland der Kinder- und Jugendsportschulen auseinandersetzte.<sup>23</sup> Im Jahr darauf reiste eine Delegation des Bundesverbandes Deutscher Leibeserzieher in die Sowjetunion und veröffentlichte danach einen nahezu euphorischen Bericht über deren Kinder- und Jugendsportschulen.<sup>24</sup> Der

---

<sup>21</sup> Vgl. Ansprachen auf der konstituierenden Sitzung der Deutschen Sportkonferenz am 22.10.1970 in Bonn, in: betrifft: Sportbericht der Bundesregierung, hg. v. BUNDESMINISTERIUM DES INNERN, Bonn 1970, S. 57.

<sup>22</sup> Beispielsweise: MARGOT RICHTER, Kinder- und Jugendsportschulen im Osten Deutschlands, in: *Die Leibeserziehung* 6 (1957), S. 301–305.

<sup>23</sup> HENRY W. MORTON, *Medaillen nach Plan. Der Sowjetsport*, Köln 1963.

<sup>24</sup> AUGUST KIRSCH, Talentsuche und Talentförderung in der UdSSR, in: *Die Leibeserziehung* 13 (1965), S. 426–432.

neue Blick auf das DDR-Sportssystem setzte sich zunächst in der Fachpresse der bundesdeutschen Sportwelt durch. Im Juni 1965 trug die *Frankfurter Rundschau* die Debatte jedoch in die breitere Öffentlichkeit. In den folgenden Jahren änderte sich nun auch in der Wochenzeitung *Die Zeit* und in dem Magazin *Der Spiegel* der Ton, in dem über die DDR-Sportförderung berichtet wurde.

Im Rahmen neuerer Veröffentlichungen erhielt nun gerade das Modell der Kinder- und Jugendsportschule im Westen ein neues Gesicht. Die Kommentatoren betonten nun anstelle des Zwangs das Prinzip der Freiwilligkeit, das sich insbesondere im Mitspracherecht der Eltern äußerte, ihr Kind jederzeit auf eine andere Schule zu schicken. Auch das Klischee der geistig anspruchslosen, sozialistischen Sportmaschine rückte nun in den Hintergrund. Nun hieß es, dass die Doppelbelastung der Kinder durch Training und durch den Unterricht nach den allgemein gültigen Lehrplänen hohe geistige Anforderungen an die Schüler und Schülerinnen stelle.<sup>25</sup>

Auch die erste zentrale Kinder- und Jugendspartakiade, welche die DDR-Sportführung im Jahr 1966 durchführte, fand im Westen Deutschlands beachtliche Anerkennung. Walter Umminger von der Deutschen Olympischen Gesellschaft nannte die Spartakiade ein Modell vorbildlicher sportlicher Breitenarbeit, bei der es nicht um die einseitige Förderung bzw. „Züchtung“ von Hochleistungssportlern gehe.<sup>26</sup> Der RIAS-Journalist Willi Knecht lobte sie als einmalig auf der Welt und mutmaßte, dass sie in ihrer momentanen Form nicht mehr zu überbieten sei. Er erklärte zudem: „Die Kinder- und Jugendspartakiade ist unabhängig von den gesellschaftspolitischen Aspekten in erster Linie eine sportspezifische Aktion.“<sup>27</sup> Das zeigt, dass das DDR-Sportssystem nun unabhängig von seinem immanent politischen Charakter als neutrales und durchaus anerkennenswertes Sportförderssystem wahrgenommen wurde. Damit war die entscheidende Weiche für den Versuch gestellt, Teile des DDR-Sportfördersystems in das bundesdeutsche Sportssystem zu transferieren.

---

<sup>25</sup> Eine Schule für „Spitzensportler von morgen“, in: *Frankfurter Rundschau*, 8.6.1965, S. 3.

<sup>26</sup> WALTER UMMINGER, Die „Mini-Olympiade“ in Ost-Berlin, in: *Olympisches Feuer* 20 (1970), H. 9, S. 30.

<sup>27</sup> Stenographisches Protokoll der gemeinsamen öffentlichen Sitzung des 1. Sonderausschusses für Sport und Olympische Spiele und des Ausschusses für Jugend, Familie, Gesundheit, 3.12.1970, S. 27. BArch Koblenz B106/121667.

### 3. Die strukturelle Anpassung an das DDR-Fördersystem

Die Forderung danach, einzelne Teile des DDR-Fördersystems auf bundesdeutscher Seite zu kopieren, war im Zuge einer intensiveren Auseinandersetzung mit den sozialistischen Förderstrukturen immer wieder laut geworden. Ihr lag ein gewandeltes Sportverständnis zugrunde, denn nun erklärten auch in der Bundesrepublik renommierte Leibeserzieher, wie der kommissarische Direktor des Instituts für Leibesübungen der Universität Hamburg, Prof. Konrad Paschen, der Leistungssport sei nun einmal „die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“.<sup>28</sup> Das verlange aber, seine staatliche Unterstützung auszuweiten, ihn auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen und bereits den Schulsport stärker auf den Leistungssport hin auszurichten. Die Vergabe der Olympischen Spiele des Jahres 1972 an die Stadt München im April 1966 forcierte den sukzessiven Abschied vom „unpolitischen Sport“ und die zunehmende Leistungsorientierung des bundesdeutschen Sports. Nun verstärkte auch die Bundesregierung ihr finanzielles Engagement in der leistungssportlichen Förderung. Im Gegenzug verlangte sie, Sport und Staat institutionell enger aneinander zu binden. Der Sport wehrte sich zunächst jedoch verbissen gegen jede Form der staatlichen Zentralisierung. Dabei war es sekundär, ob sie das Etikett „Bundeszentrale für Sport“, wie sie der Bundesminister des Innern Paul Lücke im Dezember 1967 vor dem Deutschen Bundestag forderte, oder „Deutscher Sportrat“, wie es sich die SPD wünschte, trug. Staat und Sport einigten sich schließlich aber auf ein gemeinsames Organ: die Deutsche Sportkonferenz. Diese Einigung resultierte aus der gemeinsamen Überzeugung beider Verhandlungspartner, dass ein neues, umfassendes Sportförderkonzept nur auf der Basis eines Koordinierungsorgans aus Vertretern des Bundes, der Länder, der Gemeinden und des Sports umsetzbar war. Trotzdem blieb ein Grunddilemma bestehen, dessen beide Seiten Walter Umminger von der Deutschen Olympischen Gesellschaft folgendermaßen beschrieb: „Die eine ist: der Sport braucht und will eine kräftige Hilfe des Staates. Die zweite ist: der Staat will helfen, aber auch mitreden. Das hat zur Folge: der Sport, der auf die Hilfe des Staates nicht verzichten kann und will, möchte dem Staat auf seine Entscheidungen so wenig Einfluß wie nur irgend möglich einräumen.“<sup>29</sup>

Doch ein höheres Maß an finanzieller Zuwendung war nun einmal nur um den Preis einer stärkeren staatlichen Beteiligung zu haben. Das zeigt auch ein weiterer konzeptioneller Schritt, um das bundesdeutsche Förder-

---

<sup>28</sup> Sport auf Kinderbeinen, in: *Die Zeit*, 23.9.1966, S. 25.

<sup>29</sup> WALTER UMMINGER, Staatssport oder Staatsaktion?, in: *Olympisches Feuer* 19 (1969), H. 2, S. 1-3, S. 1.

system effizienter zu gestalten: die Einrichtung des Bundesinstituts für Sportwissenschaft. Das Bundesinstitut für Sportwissenschaft, dessen Gründung Innenminister Hans-Dietrich Genscher und der neue Präsident des Deutschen Sportbundes, Willi Weyer, am 15. Dezember 1969 gemeinsam in Köln bekannt gaben, wertete die Sportwissenschaften bundesweit auf. Es verschob die Verantwortlichkeiten im Bereich der Sportwissenschaften aber deutlich zu Gunsten des Staates. Das Institut sollte die Zweckforschung für den Leistungssport auf den Gebieten Medizin, Pädagogik, Psychologie und Trainingslehre koordinieren, die Grundplanungen im Sportstättenbau erarbeiten und eine Dokumentationsabteilung als Bindeglied zwischen Wissenschaft und Praxis unterhalten.<sup>30</sup> Die Konkurrenz zur DDR spielte bei seiner Entstehung eine entscheidende Rolle. Denn der Deutsche Sportbund hatte bereits in den 1950er Jahren neidvoll und warnend auf die Erfolge der Deutschen Hochschule für Körperkultur und Sport in Leipzig hingewiesen.<sup>31</sup>

Doch die Einrichtung einer zentralen, staatlichen Koordinationsstelle für die Sportförderung und die staatlich subventionierte Aufwertung der Sportwissenschaft waren nur zwei deutliche Schritte der Annäherung an das DDR-Sportsystem. Parallel dazu verlief eine schleichende Annäherung an das DDR-Fördersystem im Schul- und Nachwuchsleistungssport. Seit Mitte der 1960er Jahre kreiste der sportpädagogische Diskurs daher verstärkt um eine stärkere Leistungsorientierung im Schulsport. In Schleswig-Holstein und im Saarland entstanden außerdem Ende der 1960er Jahre die ersten Sportgymnasien in Anlehnung an die Kinder- und Jugendsportschulen der DDR. Die Illustrierte *Stern* etablierte zudem im bundesdeutschen Schulsport ein neues Talentsichtungssystem, das zwar deutliche Übereinstimmungen mit der Kinder- und Jugendspartakiade aufwies, jedoch zu keinem Zeitpunkt deren Erfassungsgrad erreichte.

Zunächst schlügen die Wogen der Entrüstung in der Bundesrepublik jedoch hoch. Denn die Vorstellung, „kommunistische Methoden“ nachahmen zu wollen, erschien als allzu abwegig.<sup>32</sup> Doch das Argument, dass schließlich – gerade bei den Olympischen Spielen in München im Jahr 1972 – die „sportliche Reputation der Bundesrepublik auf dem Spiel“ stehe,

---

<sup>30</sup> HANS-DIETRICH GENSCHER, Konzentration und Koordinierung der Sportwissenschaft, in: *Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung*, 18.12.1969, S. 1318.

<sup>31</sup> Denkschrift über die Gegenwartsprobleme und Aufgaben des deutschen Sports, hg. v. DEUTSCHEN SPORTBUND, Frankfurt a. Main 1954, S. 15.

<sup>32</sup> JOSEF GÖHLER, Schule und Olympia, in: *Olympisches Feuer* 15 (1965), H. 6, S. 1-3.

zeigte zunehmend Wirkung.<sup>33</sup> Die Befürworter des Sportgymnasiums wiesen außerdem darauf hin, dass die Förderung junger Talente schon immer fester Bestandteil der deutschen Sporttradition gewesen und somit nicht genuin sozialistisch sei.

Konrad Paschen zeigte daher in seinem Artikel in der Wochenzeitung *Die Zeit* auf, dass die Tradition der Schulrekorde und Ehrentafeln an den Kinder- und Jugendsportschulen bereits ein fester Bestandteil der Gymnastiklehre Johann Christoph Friedrich GutsMuths war, die dieser Ende des 18. Jahrhunderts am Schnefenthaler Philanthropin praktiziert hatte. Die Messung, Aufzeichnung und Honorierung sportlicher Leistung von Jugendlichen sei schon zu diesem Zeitpunkt durchaus üblich gewesen.<sup>34</sup> Sogar das Magazin *Der Spiegel* erklärte, dass es nicht nur die DDR-Musterschulen gewesen seien, die den bundesdeutschen Sportfunktionären imponiert hätten. Bereits Carl Diem habe vor dem Zweiten Weltkrieg gefordert, neben den musischen Sonderschulen auch Sportgymnasien zu gründen.<sup>35</sup> Auch viele Leibeserzieher machten öffentlich darauf aufmerksam, dass die Forderung nach der täglichen Sportstunde keine sozialistische Erfindung sei, sondern vielmehr aus der pädagogisch reformfreudigen Zeit nach dem Ersten Weltkrieg stamme. Diese Betonung einer gemeinsamen Sporttradition, die von beiden deutschen Staaten geteilt wurde, entsprang jedoch weniger dem Wiedervereinigungsbedürfnis als vielmehr dem Versuch zu kaschieren, dass sich die Sportförderung des ideologischen Gegners im Laufe der 1960er Jahre vom Feindbild zum Vorbild entwickelt hatte.

Dadurch veränderten sich nicht nur die Formen der direkten Förderung junger Talente in den neu geschaffenen Sportgymnasien, sondern auch die Rolle des Schulsports wurde neu definiert. Bereits in den 1950er Jahren hatte es in der Bundesrepublik eine hitzige Debatte über die Frage gegeben, ob im Sportunterricht die Leistungsorientierung oder die spielerischen Elemente überwiegen sollten. Ein deutliches Zeichen in Richtung eines stärker an Spiel und Bewegung orientierten Sportunterrichts setzte dabei der „Unterausschuß für den Schulsport“ der Kultusministerkonferenz im Jahr 1951. Er beschloss, die von Carl Diem ins Leben gerufenen Bundesjugendwettkämpfe in „Bundesjugendspiele“ umzubenennen, um durch die stärkere Betonung des Spielens den Wettkampfgedanken zurückzudrängen.

---

<sup>33</sup> So Dr. Paul Kiefer, Ministerialrat im Kultusministerium von Baden-Württemberg. Ein Fangnetz für sportliche Talente, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 9.5.1968, S. 9.

<sup>34</sup> Sport auf Kinderbeinen, in: *Die Zeit*, 23.9.1966, S. 25. Zur Praxis GutsMuths: CHRISTIANE EISENBERG, English Sports und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939, Paderborn 1999, S. 96-104.

<sup>35</sup> Nachwuchs, Förderung, Talent im Dorf, in: *Der Spiegel*, Nr. 32, 31.7.1967, S. 65.

gen.<sup>36</sup> Zu diesem Zeitpunkt stellte das Fachorgan der Sportlehrer, *Die Leibeserziehung*, den immer wieder behaupteten Drang des Kindes zur Leistung grundsätzlich in Frage. Stattdessen setzte sich nun die Überzeugung durch, dass das Werten nach Punkten, Zentimetern und Sekunden den Kindern bis zu einem bestimmten Alter wesensfremd sei. Dem weitaus adäquateren Spieltrieb kämen die Bundesjugendspiele von ihrer Konzeption her aber nicht ausreichend entgegen.<sup>37</sup> Einige Beiträge warnten sogar ausdrücklich davor, die reinen Wettkampfgrundsätze des Vereinssports über die Bundesjugendspiele in die Schule zu transferieren, obwohl der Sportunterricht weiterreichende pädagogische Ziele habe. Das Schulturnen solle gerade durch gymnastische Übungen und den Spielgedanken einen Ausgleich zu der Leistungsorientierung der anderen Fächer bieten.<sup>38</sup>

Diese Stimmen verstummen jedoch im Laufe der 1960er Jahre und es wurden zunehmend Argumente entwickelt, um den Schulsport in die Talentsichtung und -förderung einzubinden. Den starken Richtungswechsel, den der sportpädagogische Diskurs genommen hatte, machte besonders die prägnante Äußerung Willi Daumes im Jahr 1969 vor dem Innenausschuss des Deutschen Bundestages deutlich: „Die Jugend will die Leistung, nicht Ringel-Ringel-Reihe“!<sup>39</sup> Das lässt sich aber auch daran ablesen, dass nun ein Talentsichtungssystem etabliert wurde, das tatsächlich die Wettkampforientierung des Vereinssports in den Schulsport trug. Es erhielt den Namen „Jugend trainiert für Olympia“.

Die Illustrierte *Stern* rief diesen bundesweiten Talentförderwettbewerb ins Leben. Somit war erneut ein Akteur aus den Reihen der Wirtschaft auf den Plan getreten, um die gesellschaftliche Verantwortung für den Leistungssport in barer Münze einzulösen. Im Jahr 1969 fanden erstmalig Wettbewerbe im Schwimmen und in der Leichtathletik statt, deren Vorausscheidungen die Schulbehörden der einzelnen Länder organisierten.<sup>40</sup> Die Finalveranstaltung fand – ebenso wie bei den ostdeutschen Kinder- und Jugendspartakiaden – in Berlin statt.

<sup>36</sup> JOHANNES EULERING, Staatliche Sportpolitik – aus der Sicht der Länder, in: Geschichte der Leibesübungen, hg. v. HORST UEBERHORST, Bd. 3/2, Berlin 1982, S. 863-884, S. 871.

<sup>37</sup> ERICH FETTING, Kritisches zu den Bundes-Jugendspielen, in: *Die Leibeserziehung* 4 (1955), S. 272-275.

<sup>38</sup> KURT STARKE, Die Bundesjugendspiele als Problem schulischer Leibeserziehung, in: *Leibesübungen* 7 (1956), H. 9, S. 19-21.

<sup>39</sup> Stenographisches Protokoll über die Öffentliche Informationssitzung des Innenausschusses, 23.1.1969, unter dem Vorsitz von Schmitt-Vockenhausen, S. 7. BArch Koblenz B322/694.

<sup>40</sup> Information für das Präsidium: „Jugend trainiert für Olympia“ – Aktion der Illustrierten STERN. BArch Koblenz B322/285.

Das Programm war von Beginn an jedoch nicht unumstritten. Der Deutsche Sportrat, das wissenschaftliche Beratungsgremium des Deutschen Sportbundes, gab zu bedenken, dass „Jugend trainiert für Olympia“ nicht nur den Leistungssport, sondern auch dessen Auswüchse in die Schule und damit ins frühe Jugendalter trug.<sup>41</sup> In einem Gespräch zwischen dem Deutschen Sportbund und den Schulsportreferenten der Länder erhoben sich zudem Stimmen, die davor warnten, dass der Aufruf zu mehr Leistung und Wettkampf im Schulsport die sportlich weniger Begabten entmutigen könne.<sup>42</sup> Diese Diskussion wurde parallel, aber schärfer, in der Fachpresse geführt. Hier sahen Sportlehrer wie auch Sportfunktionäre gleichermaßen, dass das Programm „Jugend trainiert für Olympia“ langfristig tief in das Verhältnis zwischen Verein und Schule bei der Talentförderung eingriff. Dazu trugen auch Äußerungen bei, die darauf abzielten, die Schule zur alleinigen Talentschmiede zu erklären. Dies konnten die bundesdeutschen Schulen jedoch nicht leisten. Denn die leistungsorientierte Förderung von Talenten entsprach nicht ihrem pädagogischen Auftrag und außerdem garantierte die Trennung von Schule und Verein auch die Freiheit des Sports.<sup>43</sup>

Die Freiheit des Sports blieb tatsächlich auch gewahrt. Denn obwohl die Teilnehmerzahl des Wettkampfs im zweiten Jahr bereits von 15 000 auf 70 000 Jungen und Mädchen stieg, wurde „Jugend trainiert für Olympia“ nie mehr als eine am freiwilligen Wettkampf orientierte Ergänzung des Schulsports und gelangte nie zu solchem Ruhm wie ihr sozialistisches Vorbild. Der Grund dafür blieb die bestehende Lücke zwischen Schule und Verein. Diese wahrten in der Bundesrepublik jedoch beide Seiten. Daher war es nicht verwunderlich, dass bereits beim zweiten Endkampf in Berlin zwar Schulmannschaften gegeneinander antraten, deren Mitglieder jedoch mehrheitlich Vereinsmitglieder waren.<sup>44</sup> Dies beweist, wie wenig der äußere Konkurrenzdruck die Nachwuchsförderung in der Bundesrepublik tatsächlich strukturell verändert hatte. Dennoch sind das Auftauchen neuer Fördermethoden und -schwerpunkte wie „Jugend trainiert für Olympia“ und die ersten Sportgymnasien deutliche Anzeichen dafür, dass sich die

---

<sup>41</sup> Protokoll der Vollversammlung des Deutschen Sportbeirates am 24./25.10.1969, S. 7. BArch Koblenz B322/121.

<sup>42</sup> Protokoll des Gesprächs zwischen dem Deutschen Sportbund und den Schulsportreferenten der Kultusministerien der Länder am 27.11.1969, S. 3. BArch Koblenz B322/285.

<sup>43</sup> KLAUS ALTPETER, Bundesjugendspiele – noch lange kein ‚alter Hut‘!, in: Olympische Jugend 16 (1971), S. 7; MARLIS RIEPER, Jugend trainiert für Olympia, in: Die Leibeserziehung 20 (1971), S. 57f.

<sup>44</sup> HANS DASSEL, Jugend trainiert für Olympia, in: Die Leibeserziehung 19 (1970), S. 349; SIEGFRIED SCHMITT/RALF FISCHER, Jugend trainiert für Olympia ... , fünfmal in der Woche und einmal Ballett‘, in: Olympische Jugend 17 (1972), S. 8f.

Bedeutung des Leistungssports in der Bundesrepublik durch die Konkurrenz zur DDR verändert hatte.

#### 4. Fazit

Die Bundesrepublik hat im Bereich des Sports von der DDR gelernt. Ihre Sportfunktionäre hatten bewusst das Argument einer Systemkonkurrenz im Sport von der DDR-Staats- und Sportführung übernommen. Denn sie wussten um die Wirkung der Warnung, dass ein Zurückfallen im Sport ein herber Rückschlag für den bundesdeutschen Alleinvertretungsanspruch war. Gleichzeitig gelang es ihnen, die Bundesregierung und die bundesdeutsche Gesellschaft davon zu überzeugen, dass Sport ein fester Bestandteil der auswärtigen Repräsentationsstrategie der Bundesrepublik war. Dadurch veränderte sich zum einen das staatliche Interesse am Sport, zum anderen wuchs die gesellschaftliche Anteilnahme an sportlichen Erfolgen. Im Zuge dieses veränderten Meinungsklimas erkannte man nun in der Bundesrepublik, ebenso wie in der DDR, eine Verantwortung der Gesellschaft für ihre Spitzensportler an. Außerdem führte die Annahme der Systemkonkurrenz zu einem zunehmenden auch wissenschaftlichen Interesse an der sportlichen Leistungsfähigkeit und zu einer fortschreitenden Durchsetzung des Leistungsprinzips im Schulsport. Für viele dieser Entwicklungen war die Sportförderung der DDR Leit- und Vorbild gewesen und es erfolgte sogar der Transfer von DDR-Förderstrukturen in die Bundesrepublik. Die Bundesrepublik adaptierte das DDR-Sportssystem jedoch nicht blind, sondern sie kopierte vielmehr einzelne sozialistische Förderstrukturen und passte sie ihrem föderalen und pluralistischen System an.

Der wichtigste Unterschied zur Sportförderung in der DDR blieb aber immer die Tatsache, dass in der Bundesrepublik gesellschaftliche Trägergruppen das gewachsene Verantwortungsgefühl gegenüber den Leistungssportlern finanziell einlösten. Auch wenn der Staat im Schulsport zwar sportliche Neigungsgruppen schuf, so blieb die gezielte Talentförderung doch immer Aufgabe der Vereine und somit dem Zugriff des Staates weitgehend entzogen. Diesen Freiraum ließ eine Diktatur nicht zu, in der Verein und Schule gleichgeschaltet und im Auftrag des Staates Hand in Hand agierten. An diesem Punkt fand der Transfer seine Grenze.